



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2013

---

**Die Literatur zieht es ins Weltall : Entwurf zu einer kleinen Geschichte des  
ausserirdischen Lesers**

Theisohn, Philipp

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-141016>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Theisohn, Philipp. Die Literatur zieht es ins Weltall : Entwurf zu einer kleinen Geschichte des ausserirdischen Lesers. In: Neue Zürcher Zeitung, 201, 30 August 2013, 61.

# Die Literatur zieht es ins Weltall

*Entwurf zu einer kleinen Geschichte des ausserirdischen Lesers*

Seit der Entdeckung des Planetensystems verfolgt uns das Phantasma des ausserirdischen Lesers. Vor seiner Kritik soll nicht nur das, was wir schreiben, sondern auch das, was wir sind, Bestand haben.

*Philipp Theisohn*

Am Ende bleiben die Bücher. Nachdem in Reinhard Jirgls jüngstem Opus, «Nichts von euch auf Erden», der Marsmond Phobos vor Kreta ins Mittelmeer gestürzt ist, sind sie die einzigen Überlebenden der Apokalypse. Vom Mond aus – wohin man sie aufgrund ihres Gefahrenpotenzials verfrachtet hat – blicken sie auf die untergehende Erde hinab. In ihnen aber entsteht von nun an der Roman einer menschenlosen Zukunft des Planeten, ein Roman, den wir nicht mehr lesen können, der nur noch «für andere Bücher» geschrieben wird. Zugegeben: Es handelt sich hierbei nicht um gewöhnliche, sondern um «morphologische Bücher»; Module, die darauf programmiert sind, auf Wunsch im Bewusstsein ihres Besitzers Geschichten mit halluzinativem Charakter zu erzeugen.

Abseits technologischer Innovation gehört Jirgls lunare Bücherhalde einem stattlichen interstellaren Bibliotheksverbund an, der sich quer durch die neuzeitliche Literaturgeschichte erstreckt. Nicht erst Philip K. Dicks Androiden finden auf dem Mars entsorgte Bestände von Science-Fiction-Literatur, die sie als Utopien ihrer eigenen Welt lesen. Auch die Bewohner von Paul Scheerbarts Mondroman «Die grosse Revolution» verfügen über eine Lesegrotte mit einer gewaltigen Sammlung abfotografierter Menschentexte (also einer Mikrofiche-Abteilung). Und wendet man den Blick gen Norden, so kann man schon 1741 in den «Gedanken über die Gestalt der Erde» des Stockholmer Handelsbuchhalters Johan Krok ein irdisches Literaturarchiv im Zentrum des Mondes besuchen.

## Eine kosmische Instanz

An die Aufarbeitung dieser extraterrestrischen Textbestände hat sich bisher noch niemand gewagt – was nicht überrascht, denn auf den ersten Blick stellen sie nicht mehr als ein flüchtiges Gedankenexperiment dar. Zugleich aber lässt sich in ihnen auch der konkreteste Ausdruck einer Mentalität erkennen, die die Neuzeit seit Kepler geprägt hat: Die Literatur zieht es ins Weltall, weil sich nur dort draussen der Menschheitsroman in seinen tieferen Bedeutungsschichten entziffern lässt. Seit der Entdeckung des Planetensystems verfolgt uns das Phantasma des ausserirdischen Lesers, vor dessen Kritik nicht nur das, was wir schreiben, sondern auch das, was wir tun und sind, Bestand haben soll.

Nahezu alle Weltentwürfe, die uns heute noch

beschäftigen – von Kants Transzendentalphilosophie über die Evolutionstheorie bis hin zu McLuhans Entdeckung des «global village», richten sich deswegen an jene unfassbare kosmische Gutachterinstanz. Umso erstaunlicher ist es, dass wir über die Geschichte des ausserirdischen Lesers bisher so wenig wissen, dass wir weder seine Bibliotheken noch seine Ansprüche kennen. Was ist das für ein Wesen? Hat es eine Geschichte? Wo kommt es her, und was will es mit unseren Büchern?

Begibt man sich also nicht auf die Suche nach dem literarischen Wissen von den Ausserirdischen, sondern auf die Suche nach dem ausserirdischen Wissen von der Literatur, dann stösst man dabei zuerst einmal auf Gerolamo Cardanos Traktat «De subtilitate». Der Erzähler von Cyrano de Bergeracs «Histoire comique» findet es nach einem durchzechten Abend und einem Streitgespräch mit Freunden über die Frage, ob der Mond denn eine bewohnte Welt sei, auf dem Schreibtisch seines Studierzimmers – ohne dass er sich erklären kann, wie es dorthin gekommen sei. Des Rätsels Lösung: Das Buch ist ein Zeichen. Wie es der Zufall will, ist es just an einer Stelle aufgeschlagen, in der Cardano angeblich davon berichtet, dass er an einem Abend bei Kerzenschein zwei hochgewachsene Greise durch die geschlossenen Türen eintreten sieht, die sich ihm nach kurzer Unterredung als Mondbewohner offenbaren – und die mit einem Mal wieder verschwunden sind.

Für Cyranos Erzähler ist die Botschaft klar: Die Ausserirdischen kennen ihre literarischen Akten bestens und setzen sie zur Kommunikation auch ein. Es müssen jene beiden Greise selbst gewesen sein, die das Buch aus seiner Bibliothek genommen und auf seinem Tisch drapiert haben – worauf er sich an die Konstruktion einer Flugmaschine macht und nach zweifach gescheitertem Startversuch dann auch den Weg zum Mond findet. Die Verbindung zwischen menschlicher und extraterrestrischer Zivilisation leisten also die Bücher, und wenn wir die Spur von Cyranos Mondreisenden verfolgen, dann wird uns immer mehr deutlich, dass die ausserirdische Welt eine Bücherwelt ist.

Ist man nämlich erst auf dem Mond angelangt, dann lernt man, dass sowohl die biblische als auch die griechische Mythologie eigentlich durch Wesen von fremden Planeten geschaffen wurden (und alle Himmelfahrten eigentlich Raumfahrten sind). Ebenso kann man dort einem Dämon von der Sonne begegnen, der bestens mit der irdischen Gelehrtenwelt des 16. und 17. Jahrhunderts vertraut ist, zeitgenössische Philosophie liest und auf dessen Bitte Tommaso Campanella seine Abhandlung über die Empfindung der Dinge verfasst haben soll. Die Aussage, die sich hinter dieser Verschmelzung des Weltalls mit dem irdischen Literaturbetrieb versteckt, ist eindeutig: Die literarische Phantasie kann überhaupt keine Ausserirdischen entdecken – wenn sie von diesen nicht schon längst selbst ent-

deckt worden wäre. «Jeder inspirierte Schreibakt» entpuppt sich bei Licht besehen als eine Form der interstellaren Kommunikation, als Auftragsarbeit eines extraterrestrischen Mentors, der dankend das gedruckte Exemplar später entgegennimmt.

### Mangel an Rückständigkeit

Die Antwort auf die Frage, warum irdische Bücher bei den Bewohnern anderer Planeten solch eine unglaubliche Faszination hervorrufen, ist kurz: Sie besitzen selbst keine. Ihre sittliche, körperliche und zivilisatorische Überlegenheit bezahlen sie mit dem Mangel an rückständigen Technologien, zu denen auch die Literatur gehört. Wenn etwa der Thüringer Astronom Eberhard Christian Kindermann 1744 die fünf Sinne auf eine «Geschwinde Reise auf dem Luft=Schiff nach der obern Welt» schickt, dann werden diese von den Bewohnern eines Marsmondes erfahren, dass Gott den Menschen aufgrund ihrer Sündhaftigkeit den direkten Kontakt entzogen und ihnen dafür etwas anderes hinterlassen hat: ein Buch, eine im Universum einzigartige Substitutionsleistung, von der man auf allen Planeten im Universum spricht.

Das Gerücht von der allverbindenden Kraft der Literatur hält sich dann auch im Weiteren, 1758 greift es Swedenborg in seiner Schrift «Über die Erdkörper im Weltall» auf. Swedenborgs erweckte Seele schaltet sich dort in ein kosmisches Kommunikationsnetzwerk ein und bringt auf diesem Wege einiges über die Mentalitäten, Lebensweisen und vor allem über die medialen Verhältnisse auf anderen Planeten in Erfahrung. Während die Merkurier nur telepathisch und die Jupiterbewohner primär über Gesichtsausdrücke kommunizieren, sind ausschliesslich die rückständigen Menschen noch an das geschriebene Wort gebunden. Nur auf der Erde hat sich eine «Schreibekunst» entwickelt, die im konkreten Fall für die Merkurgeister einen Fetischcharakter annimmt. Voller Begeisterung für das exotische Objekt senden sie Swedenborg einen umständlich zusammengeleiteten und wild mit Buchstaben bedruckten Bogen Papier zu, der sie jedoch darüber belehren muss, dass sie die eigentliche Funktion der Bücher nicht verstanden hätten.

Es gibt also durchaus eine Begeisterung für irdische Literatur, allerdings mangelt es offenbar an einer geschulten und adäquaten Lektürehaltung. Auf dem Merkur – der das kosmische Gedächtnis repräsentiert – zählt nur das Oberflächenwissen, sind alleine Daten relevant. Für Narrative, Rhetorik, Ästhetik, für den sinnlichen Aspekt der Sprache also haben seine Bewohner weder Interesse noch Empfinden. Mit solchen Wesen ist eigentlich kein intergalaktischer Literaturbetrieb zu machen; eine Auffassung, die keineswegs ausschliesslich spiritistischen Sonderlingen eigen ist, sondern auch in der literarischen Hochkultur mit breiter Zustimmung rechnen kann.

«Allein, was sind diese Mondbewohner für dich oder mich? Meinst du, der König Filippus werde sich die mindeste Sorge machen, die Griechen möchten sie gegen ihn zu Hülfe rufen? Es mögen Einwohner im Monde seyn: aber für uns ist der Mond weder mehr noch weniger als eine leere glänzende Scheibe, die unsre Nächte erheitert und unsre Zeit abmisst.» Hier redet ein «ächter Materialist», der Philosoph Hippias nämlich, und zieht man in Betracht, dass dieses Verdikt Wielands «Geschichte des Agathon» entstammt, dem ersten deutschen Musterroman, so liegt der Schluss nahe,

dass ästhetische Norm und extraterrestrisches Bewusstsein in der Literatur tatsächlich nicht zusammengehen. Es spricht nicht wenig dafür, immerhin steht diese galaktische Selbstgenügsamkeit auch Pate für den Kunstbegriff der Klassik. So geht auch Schiller in den «Philosophischen Briefen» streng von der planetarischen Beschränkung unserer Welterfahrung aus: Da der Mensch leider «einen zu kleinen Teil des Weltalls» übersieht, muss dieses Defizit an galaktischem Wissen durch die ästhetische Erfahrung kompensiert werden. Was sind uns die Mondbewohner – wir haben doch das Schöne.

### Die Mondbürger

Aber ist dem wirklich so? Schaut man ein zweites Mal hin, dann wird deutlich, dass Wielands Roman sich keinesfalls von den Seleniten abwendet, sondern keine Gelegenheit auslässt, um die Doktrin von der uninteressanten wie uninteressierten Mondbewohnerschaft als eine sophistische Blendung zu entlarven. Ein ums andere Mal sucht er in seinen Metaphern die Mondbürger auf und lässt diese dabei allmählich zu stillen Beobachtern seines Protagonisten werden. Spätestens wenn der Erzähler in einer Fussnote die Rede von den Einwohnern des Mondes ostentativ als «nicht ungeschicklich» kategorisiert und zugleich in den zeitgenössischen Gelehrtentendenz eingegliedert wird, ist es nicht mehr zu verleugnen: Die Ausserirdischen gehören zu diesem Text. Vom Mond aus beobachten sie das Geschehen, oder man könnte vielmehr sagen, dass das Geschehen erstaunlicherweise stets so lokalisiert wird, dass es vom Mond aus gut zu sehen ist. Es gibt fast keine entscheidende Szene in diesem Buch, keine Begegnung, kein Beisammensein, keine geistige Wandlung, die nicht «vom Glanz des seitwärts einfallenden Mond-Lichts» erhellt wird. Hippias hat sich geirrt: Von der Existenz der Lunarier hängt für ihn alles ab, denn er steht in deren Bücherschrank.

Man muss die Vorstellung vom Mondbürger folglich sehr ernst nehmen, denn viel zu häufig taucht sie in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts auf. Gestützt durch die 1750 erschienene Übersetzung von Claude Mondaines «De seditios liber singularis», langt sie nach ihren Wanderungen aus den Zeitschriften der Frühaufklärung über den Gottsched-Kreis und Christian Wolff bei Kant und Wieland an. Sie etabliert sich als feste Grösse in der Romanliteratur, bisweilen sogar in Texten, in denen sie gar nicht vorgesehen ist – etwa in Johann Joachim Christoph Bodes 1768 erschienener Übersetzung von Sterne's «Sentimental Journey», in der eine begehrte Operntänzerin mit einem Mondbürger verglichen wird, ein Vergleich, der im Original überhaupt nicht stattfindet, den Bode aber sogar noch von Ausgabe zu Ausgabe erweitert und ausführt. Die Ausserirdischen machen literarische Karriere, sie verfassen dann am Ende des 18. Jahrhunderts auch selbst Romane – Johann Christoph Röhlings «Reise eines Marsbewohners auf die Erde» zeugt davon – und bringen es dann sogar bis zu einem eigenen Eintrag in Joachim Heinrich Campes «Wörterbuch der deutschen Sprache».

Lange Zeit hat man diesen Triumphzug der Ausserirdischen lediglich für eine Motivgeschichte gehalten, die irgendwann – sagen wir bei Kurd Lasswitz' «Auf zwei Planeten» – in die moderne Science-Fiction einmündet. Verkannt hat man dabei, dass die Konjunktur der extraterrestrischen

Metaphorik mit einer Erweiterung der impliziten Leserschaft einhergeht, die bis zum heutigen Tag vorhält und die literarische Kulturreflexion massgeblich bestimmt. Wenn es nämlich einen ausserirdischen Leser gibt, dann ist der eigentliche Text, den er zu lesen bekommt, die planetarische Geschichte der Menschheit. Vor dem ausserirdischen Leser zu schreiben, heisst immer auch, diese planetarische Geschichte zu erzählen, heisst auch, wie das der Lüneburger Medienwissenschaftler Claus Pias formuliert hat, «als ein Mega-Subjekt namens <Zivilisation> zu kommunizieren». Der Mensch wird erstmals als Spezies, als ein neues historisches Subjekt erzählbar und lesbar – und dazu bedarf es nicht erst des astronautischen Blicks vom Mond auf den blauen Planeten. Nietzsche ist der erste, der erkennt, dass es zur Begründung einer neuen Anthropologie im Darwinschen Sinne zwingend einer «Weltraum-Fabel» bedarf, und fordert in der Konsequenz neben dem aussermoralischen auch den ausserirdischen Historiker ein.

Das bewohnte Weltall als literarischer Imaginations- und Kommunikationsraum 1600–2000».

### Der beste Leser

Die Besiedlung des Weltalls durch die Gegenwartsliteratur – nach den jüngsten Expeditionen Jirgls und Daths hat auch Georg Klein in seinem neuesten Roman den Mars bereist und ist dort wenig überraschend auf «heilige Bücher» gestossen – zeugt von einer Wiederentdeckung der ausserplanetarischen Leserschaft. Selbst dort, wo sie keine exotische Gestalt annimmt oder gar nicht in Erscheinung tritt, bleiben uns ihre Bibliotheken, das schriftgewordene extraterrestrische Bewusstsein. Im Zweifel beheimaten diese Bibliotheken – wie in den Romanen Olaf Stapledons – die Chronik eines ganzen Planeten. Im anderen Fall sind sie aber auch der Hort eines paranoiden Schreibens, das sich in jedem Moment beobachtet wähnt.

Wer für ausserirdische Leser schreibt, der kommuniziert immer mit einer dunklen Grösse: Es ist ungewiss, ob dieses Publikum nur das zur Kenntnis nimmt, was man ihm mitteilen möchte, oder ob es auch und gerade das zu lesen vermag, was man vor ihm verbergen will. Die radikalste Interpretation des extraterrestrischen Kontakts ist keinesfalls die vielzitierte Invasion aus dem All, sondern die Entdeckung, dass der Mensch nirgends mehr ungelesen sein kann, ja, dass er am Ende nur der Effekt einer ausserirdischen Lektüre ist. Nicht nur die kosmische Obsession der modernen Dichtung von Mallarmé bis Rilke (der an seinem Schreibtisch im Château de Muzot «Signale aus dem Weltraum» empfängt) findet ihre Begründung in ebenjener paranoiden Literarisierung des Universums.

Vielmehr begleitet diese uns immer noch, denn das, was wir letzten Endes suchen, wenn wir Sonden zum Mars schicken, sind nicht vor allem Gesteinsproben, sondern ist ein Ort, an dem sich unsere eigene Geschichte noch einmal neu entziffern liesse: von einem Leser, der uns besser versteht als wir selbst. Und so liegt allen milliarden-schweren Programmen der Raumfahrttechnik immer noch die gleiche alte Ahnung zugrunde, der der vor einem halben Jahrhundert in Winterthur verstorbene Alfred Mombert die Zeilen gestiftet hat: «Dann, / auf dem Bettrand sitzend, / da ich die Flamme lösche, / hör' ich deutlich ein grosses Buch zuschlagen: / im Weltraum . . .»

Philipp Theisohn ist Professor für deutsche Literatur an der Universität Zürich und leitet das Forschungsprojekt «Conditio extraterrestris».